

**Zeitschrift:** Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur  
**Herausgeber:** Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte  
**Band:** 8 (1928-1929)  
**Heft:** 7

**Artikel:** Eindrücke und Gedanken über den Faschismus  
**Autor:** Meier, Konrad  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-156744>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 12.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

man auch in Belgrad besorgt, daß die kroatischen Bauern liebgewordene Überlieferungen und Einrichtungen in Serbien über den Haufen rennen könnten. Aus diesem Grunde hauptsächlich haben sich Radikale und Demokraten, die unversöhnlichen Gegner im alten Serbien, zusammengeschlossen, um dem Ansturme „derer von drüben“ erfolgreicher widerstehen zu können. Und schon zeigen sich auch in Serbien die Anfänge bäuerlicher Selbstbesinnung, der alte Rastko Petrovic hat in der letzten Zeit die Bauern zu einem „überparteilichen Zusammenschlusse“ aufgerufen und aus allen Lagern waren ihm die serbischen Bauern zugeströmt. Kein Zweifel, auch in Serbien regen sich die bäuerlichen Instinkte, und Radic hatte sich oft gerühmt, daß ihm gerade aus der Schumadija, dem Stamm- und Kernlande Serbiens und seiner gegenwärtigen Dynastie, in steigendem Maße Zustimmungskundgebungen zugekommen seien. Die Furcht vor einem Übergreifen der kroatischen Bauernbewegung auf Serbien, mit ihren gegen alle äußere Machtentfaltung gerichteten „defaitistischen Tendenzen“, geht auch in Belgrad um und erschwert die Verhandlungen.

Solcherart verwirren sich nationale, staatsrechtliche und soziale Strömungen und Gegenströmungen zu einem nur schwer entwirrbaren Knäuel, und niemand vermag heute zu sagen, in welchem Sinne die Lösung gefunden werden wird. Man empfindet nur, daß es mit Palliativmitteln nicht mehr getan ist, sondern daß ganze Arbeit getan werden muß. Geschieht das nicht, so ist ein Ende der Irrungen und Wirrungen in Südslawien nicht abzusehen.

## Eindrücke und Gedanken über den Faschismus.

Von Konrad Meier, Zürich.

Wer heute nach Italien kommt und es seit dem Kriege nicht mehr sah, pflegt mit Anerkennung der äußeren Verbesserung nicht zurückzuhalten. Und in der Tat zeigt alles, was dem Reisenden zunächst wichtig ist, den erfolgten Wandel besonders sinnenfällig. Die Eisenbahnen verkehren pünktlich und verfügen über ein Rollmaterial, das keinem anderen Staate mehr nachsteht. Die leidige Trinkgeld- und Bettlerplage hat sozusagen aufgehört. Überall ist die starke Zunahme von Ordnung und Reinlichkeit unverkennbar. Soweit hätte der Reisende, welcher ein Land, und Italien besonders, als hauptsächlich für Zwecke des Fremdenverkehrs vorhanden annimmt, allen Grund, mit dem Faschismus zufrieden zu sein — besonders wenn die lästige Verschärfung des Paßwesens nicht wäre und überhaupt die, auch dem unpolitischen Besucher unheimliche Vervielfachung der Tätigkeit der Gesetzeswächter. An jeder Straßenecke stehen gruppenweise die Vertreter der verschiedenen mehr oder minder staatlichen Schutztruppen des herrschenden Regiments, und selbst die am

reinften auf Giotto and the Primitives dressierte Amerikanerin muß bemerken, daß das nicht zum Spaß geschieht, sondern daß die ganze Sache eine peinliche Ernstlichkeit gewonnen hat. So zeigen sich die beiden Ansichten des Faschismus gleich in bezeichnenden Beispielen.

Eins muß gleich gesagt werden: wer nicht in den Fingerspitzen fühlt, daß es sich hier, trotz allen noch so berechtigten Einwänden, um eine große und positive Sache handelt, der ist entweder ein Parteimensch oder stumpfnerbig; und ebenso, wer sich mit den amtlichen Legenden zufrieden gibt und nicht die dumpfe Spannung spürt, die in der Luft liegt, zwischen dem Faschismus und seinen Gegnern, welche heute gleichfalls große Dinge, die unerlaubt behandelt wurden, auf ihrer Seite fühlen. Welches nun das Verhältnis dieser beiden Grundtatsachen ist, darüber ist auf einer Reise gewissenhafterweise nichts auszumachen. Selbst bei vollkommener Sprachbeherrschung wird man kaum weiter vordringen, als einige Leute zu hören, die über den Faschismus schelten, andere, die ihn preisen. Ein Urteil über das annähernde wirkliche Verhältnis dieser Strömungen wird man nur in langem und engem Umgang mit allen Volksschichten gewinnen; und wer diesen hat, hat gewöhnlich Grund, nicht allzu laut zu plaudern. Es handelt sich hier aber nicht um Voraus sagen, noch um moralische Werturteile, sondern nur um Verstehen, und dazu lassen sich auch aus zerstreuteren Eindrücken einige Linien zeichnen.

Beginnen wir also, diese Linien von den handgreiflichsten Eindrücken fortzuspinnen. Die äußere Ordnung, von der wir sprachen, ist offensichtlich nicht eine solche aus einem selbständigen Bedürfnis danach — wie etwa bei germanischen Völkern —; es ist eine Ordnung aus einer Idee heraus und welche sich aus dieser jeden Augenblick wieder erneuern soll. Der zuchtvolle Wille ist wohl ein Inhalt dieser Idee, aber nicht ihr einziger, oder mindestens sollte er es nicht sein. Denn in Wirklichkeit ist allerdings der Wille hier stärker beteiligt, als der Idee als solcher zuträglich ist: es ist mehr der Wille zur Idee, der zugrunde liegt, als die Idee selbst. Das Volk, oder seine kennzeichnenden und geistig bestimmenden Schichten, wollte als Volk eine Idee haben, ein Schicksal und Ziel. Es wollte heraus aus dem immer leerer werdenden Parlamentarismus, der nur noch die Kulisse vor einem Kampf Aller gegen Alle um individuelle Wirtschaftsinteressen ist und bestenfalls eine einigermaßen rationelle Befriedigung dieser immer gleichen geschichtslosen Bedürfnisse hervorbringt. Es wollte ein Volk sein; denn ein Volk ist ein solches immer nur durch eine Idee.

Damit ist bereits alles weitere gegeben. Zunächst das Stichwort des Faschismus: die Idee der Jugend, die Verneinung des Verfalls, der Gedanke (und wie hier überall, der Wille), die Haupt-Entwicklungen, -Aufstiege, -Höhepunkte, -Zielerreichungen, ja selbst die Haupt-Entscheidungen und -Festlegungen noch vor sich zu haben. Ein solches Lebensgefühl ist immer auf Angriff, und nach seinem Begriff und nach geschichtlicher Erfahrung auf Ausdehnung gerichtet. Und die Tatsache, daß das Volk gemeinsam eine Idee bejaht, sich selbst als Volk mittels der Idee bejaht, schließt notwendig die Bejahung der Mittel zu den damit ge-

gebenen Zielen ein: die Zurückstellung aller Gegensätze vor dem gemeinsamen Zweck, die Gemeinsamkeit des Volk-Seins gegenüber der Sonderheit der ständischen Zugehörigkeit. Das bedeutet die Stilllegung jedes innerpolitischen Kampfes, die Idee des Ständestaates. Diese Stilllegung schließt wiederum die Abschaffung der demokratisch-liberalen Freiheiten des Einzelmenschen ein. Diese Freiheiten umfaßten ursprünglich, als sie gegen abgestorbene Bindungen erfochten werden mußten, positiv die ganze Breite des Lebens und der Idee; jetzt, ohne Widerstand und als Selbstverständlichkeit herrschend, sind sie längst zu einer möglichst haltbaren Organisation der Summe der einzelnen leeren und unorganischen Willküren geworden — ja selbst zu einem Feigenblatt und geradezu Mittel der Unfreimachung der sozial und wirtschaftlich Schwachen. Jede Vergängung des Volkes auf eine Idee hin bringt die Unterdrückung dieser Freiheiten mit sich; denn nicht anders kann der Einzelne zum Baustein des Volkes werden, als indem er sich einfügt. Nur das ganze Volk kann ein Schicksal haben, und dem Schicksal gegenüber ist man nicht frei. Hat ein Führer das organische Schicksal des Volkes erschaut, so muß er die viel zu vielen Widerstrebenden, Trägen und Ideenlosen — wenn nötig gewaltjam — dem anschließen. Kein großer Mann, keine große Zeit haben sich vor der Gewalt gefürchtet.

Diese Umreißung der positiven Ideen des Faschismus, gegen die soweit nicht allzu viel zu sagen ist, ruft ohne weiteres der tatsächlichen Kritik. Zwei Fragen drängen sich hier sofort auf, nämlich: 1. Hat das italienische Volk den Willen zur Idee, einschließlich der Opfer, die dazu gebracht werden müssen? 2. Genügt es, diesen Willen zu haben, um die Idee zu besitzen? — Die erste Frage spitzt sich auf die weitere nach den Erfolgen des Faschismus zur Lösung der sozialen Frage zu. Damit heute alle Schichten eines Volkes eine innerliche Bejahung der Idee des Gesamtvolkes, eine Bejahung des Willens, zu ihm zu gehören, finden, dazu ist nichts weniger nötig als die volle Überbrückung der gesellschaftlichen Spaltung. Die Klasse der gewerblichen Arbeiter findet heute größtenteils infolge ihrer gemühtötenden Beschäftigung und ungenügenden Höhe ihrer Lebenshaltung keinen positiven Sinn mehr in ihrer Volkzugehörigkeit; was ihr innerlich und äußerlich etwas bedeutet, ist vorwiegend nur noch die Klassenzugehörigkeit. Das ist eine einfache Tatsache. Um diese Entwicklung zurückzudrehen, genügt es zweifellos nicht, der Arbeiterschaft lediglich statt des Klassenkampfes eine Idee des Zusammenschlusses zu bieten, welche Brüderlichkeit theoretisch einschlösse — es ist auch nötig, ihr wenigstens materielle Verbesserungen und ein Unterpfand ihrer vollen wirtschaftlich-ständischen Gleichberechtigung und Gleichermächtigung (innerhalb der wirklichen Notwendigkeiten des Erzeugungsvorganges) zu geben — insbesondere wenn ihr gleichzeitig die bisherigen bürgerlich-politischen Formen der Verfechtung dieser Ansprüche aus der Hand genommen werden. Kurzum, ist es dem Faschismus gelungen, durch die Idee des nationalen Ständestaates den Klassenkampf beizulegen und seine Parteien zu einem Volk zu machen? Die Frage ist kaum im Vorbeigehen mit ja oder nein zu beantworten. Zweifellos



ist die Einstellung der sozialistischen und kommunistischen Weltpresse unsachlich, der Faszismus sei eine dürftig aufgeputzte soziale Reaktion und eine Wehrlosmachung der Arbeitnehmer gegenüber den Arbeitgebern vermittelt lügnerischer Vorwände von Arbeitsgemeinschaft. Denn Mussolini hat oft genug auch gegenüber den letzteren zugunsten der ersteren durchgegriffen, wenn jene seine Kreise störte. Aber ebenso läßt sich füglich anzweifeln, ob die *carta del lavoro* wirklich so weltumwälzende Einsichten enthält, ob nicht in der Tat viel, was darin gefordert wird, in demokratischen und sozial vorgeschrittenen Staaten längst eine Selbstverständlichkeit bedeutet? Und zwar als Verwirklichung? Billigen wir aber der Sozialreform des Faszismus eine aus der Gesamtidee ermöglichte Unparteilichkeit gegenüber den Ständen zu, handelt es sich also nicht um eine verkappte Oligarchie des Geldes — so doch weitgehend um eine solche der Partei. Wenn eine unverantwortliche Gruppe alle Macht im Staate besitzt, zu der jeder, der durch hinlängliches Mundvollnehmen die betreffende Überzeugung glaubhaft zu machen weiß, Zutritt hat — so muß notwendig diese Gruppe ein Sammelbecken für alle menschlichen Minderwertigkeiten und Charakterlosigkeiten werden — gleichgültig, welche Ideen man nun zum Aushängeschild nimmt. Eine solche Klüngeloligarchie ist schlimmer als alles, viel schlimmer als reine Autokratie eines Einzelnen. Denn der Selbstherrscher bleibt dem Staat irgendwie auf Gebeih und Verderb verhaftet, während für die kleinen Parteithrannen die Möglichkeit besteht, bei hervortretenden hippokratrischen Zügen des Systems sich mit stramm gefüllten Taschen seitwärts in die Büsche zu schlagen — oder gar rechtzeitig den Anschluß an die aufkommende Opposition zu suchen. Ist aber der absolute Herrscher ein bedeutender (was Mussolini zweifellos ist) und gutgesinnter Mann — so ist seine Herrschaft mindestens teilweise mit großen Vorzügen vor jeder Demokratie ausgestattet. Man hat ja schon öfter erlebt, daß Mussolini mit einem Federstrich Reformen und aufbauende Gedanken ins Werk setzen konnte, deren Unternehmung sich bei einer Demokratie in der gegenseitigen Hemmung der Instanzen (welche zum Teil eigens dazu angebracht wurden) notwendig totgelaufen hätte. So haben die Gerüchte von Kämpfen Mussolinis mit den Parteibonzen nichts Unwahrscheinliches; sie mögen von Bedeutung für die Zukunft des Faszismus werden.

Kämen wir nun von der Urteilsenthaltung zu der Bejahung der Frage, ob das italienische Volk den Willen zur Idee hat, so bliebe noch die andere, ob dieser Wille genüge, um die Idee selbst zu haben? Es sind in dieser Zeitschrift einige Aufsätze über die Rassenfrage erschienen, in denen überzeugend dargestellt wurde, wie wenig eine bewußt völkische Einstellung in geistigen Dingen diese in ihrer eigenen Ebene produktiv zu fördern vermag. Das gilt auch für das heutige Italien. Überall wird da verkündet, es heiße in allen geistigen Dingen das rein Italienische als Leitstern nehmen. Eine solche Parole muß hier wie anderwärts das Stichwort für den Kitsch sein. Natürlich soll mit dieser Feststellung nicht einer verblasenen weltbürgerlichen Eindrucksammlung das Wort geredet werden, welche jeder Zugehörigkeit, jedem Absezen einer Geistesgestalt

gegen eine andere sich versagt. Daraus entsteht auch keine echte Schöpferkraft. Aber bei aller Treue zum eigenen Wesen muß die Qualität überall ausschlaggebend sein, gleichgültig, wie sie erzielt wird. (Wir glauben nicht, daß sie menschlich falsch erzielt werden kann.)

Was wir an faschistischer Dichtung sahen, stimmte trübe. Auch „Giovinezza“ ist weder künstlerisch noch menschlich überzeugend. (Die Baukunst zeigt erst allerjüngst Möglichkeiten, aus dem Jugendstil herauszukommen und in neuem lebendigen Anschluß an die zerrissene Überlieferung Brauchbares zu leisten.) Es ist natürlich dem germanischen Menschen unmöglich, je in die Rhetorik<sup>1)</sup> des romanischen gerecht verstehend einzudringen; sie ist ein Stück von jenem wurzelhaft romanischen Formalismus, welcher uns in der Luft zu hängen scheint, in Wirklichkeit aber irgendwie auf sich selbst ruht. Zieht man aber dafür auch einen recht großen Bruchteil ab, so bleibt doch bestehen, daß heute in Italien eine künstliche Ruhmredigkeit und aufgepuffte Wortmacherei betrieben wird, welche in Wahrheit einen weitgehenden Gegenbeweis gegen einen ruhigen Besitz der Idee führt. Allein schon das unaufhörliche Immundeführen der eigenen Jugend und Lebenskraft ist wenig glaubwürdig; wer diese hat, läßt sich daran genügen und übersteigert sie nicht. Eben dahin gehört das Reden vom „revolutionären“ Regiment — ein alter Kunstgriff, um einer zur Herrschaft gelangten Minderheitsfache die Spannung ihrer Oppositionszeit zu bewahren. Und dann das Unleidlichste, die Großsprechererei in allen Dingen, welche den letzten Krieg betreffen. Wir wollen uns über die Rolle Italiens in diesem selbst nicht aussprechen. Die Widerlegung ihrer ungenügenden Einschätzung nimmt einen nicht unerheblichen Raum in der italienischen Presse ein. Aber selbst wenn diese Rolle noch so günstig ausgelegt wird, so sind diese Dinge ernst genug, um mit Schamgefühl behandelt zu werden. Man täte gut, die geistigen und moralischen Folgerungen, die man das eigene Volk aus dem Kriege ziehen zu sehen wünscht, nicht so ausschließlich auf die Tatsache der siegreichen Beendigung — des „Sieges von Vittorio Veneto“ — zu gründen (denn mit einem Dementi der Geschichtsschreibung könnte dann alle positive Fruchtbarkeit dieser Ereignisse hinfallen), sondern mehr auf das allgemein Menschliche und Schicksalshafte daran. Auch der Haß gegen die Österreicher, welcher durch bombastische Inschriften an allen Häusern, in

<sup>1)</sup> Aufschlußreich ist hier ein Zeitaufsatz des „Ambrosiano“ vom 3. April 1928. Da wird u. a. etwa ausgeführt: Die Hauptsache für die Durchführung des Faschismus ist Wille zur Arbeit und zur Macht, Härte, Kälte, Verschlossenheit. Aber ein Volk wie das unsrige braucht noch ein leichtes Einsprengsel von Pyrrismus. Etwas Gefühl und Enthusiasmus sind nützlich. Unser Volk kann nicht seine Leistungen und Opfer wie ins Leere hinein vollbringen, sondern braucht einen Widerhall, eine Belohnung; es muß sich im Augenblick seines Vollführens im Spiegel sehen. Eine solche didaktische Rhetorik läßt ihm neue Kräfte wachsen; sie hilft der Wirklichkeit, sich zu bilden, zu sein. Sie erregt wie eine Fanfare der Bersaglieri. Und dabei ist es nicht eine Rhetorik ins Blaue hinein, sondern eine wohl abgewogene, zeitige und mit Augenmaß ausgestattete. — Auch hier also starke Rationalisierung, Wille und Reflexion. Man denkt ein wenig an gewisse Formen des Taylor-Systems, nach welchen in amerikanischen Fabriken die Arbeiter mit Musik zur Eile geheßt werden.

denen zufällig weder Garibaldi noch Cavour in der Nacht vor einer großen Tat geschlafen haben, genährt wird — auch das könnte eines Tages nicht mehr als Stärkezeichen angesehen werden. All das schmeckt nach Willen, nach organisierter Meinungsmache, nach Reklame, nicht aber nach dem naturhaft kraftvollen Erblühen eines Heldenzeitalters. Und dahin gehört auch die langweilige Empfindlichkeit der Zeitungen, welche die gesunde Unbekümmertheit um die pandemokratische Weltmeinung längst zu einem umgekehrten Verfolgungswahn ausgebildet haben, dahin die nahezu frivole Abrichtung der Jugend, dahin die Überschwemmung des Landes mit phantastischen Uniformen und Orden, dahin die Coué-artige Patriotismus-Suggestion durch mit Schablonen auf alle Häuser und Zäune gekleckte oder gedruckt angeklebte Inschriften „Evviva il Duce“, „Evviva l'Italia“, „Evviva il Ré“..<sup>2)</sup> Das alles ist bestenfalls Wille, aber nicht die Idee. Und die volle Abschaffung der politischen Freiheit, welche sich alsbald unerwartet als ein großes und edles Gut enthüllt, ist das letzte Zeichen für die innere Unfreiheit dieser Bewegung. Was stark und frei aus gesunder Wurzel aufschießt, braucht mindestens nicht dieses System von Polizeiabsolutismus.

Wir möchten trotz dieser Ausartungen gern den Gedanken festhalten, daß der Faschismus im Kern eine große und positive Sache ist; aber eben jene zeigen, daß selbst in dem Lande, wo der Faschismus ein Recht der Originalität besitzt, seine Schattenseiten stellenweise zu überwuchern drohen. Darum sollten die anderen Länder vorsichtig mit aller auch nur theoretischen Nachahmung umgehen. Wohl leiden sie alle mehr oder minder an den tiefen Schäden der hohl gewordenen Demokratie, welche den Faschismus hervorgebracht haben. Aber die Erkenntnis des Schadens verbürgt noch nicht die Kenntnis des Heilmittels. Die Anhänger des reinen Ständestaates mögen sich klar machen, daß ein solcher nur durch eine ihm jenseitige Idee möglich ist; und wenn diese da ist, ist sie das Wesentliche, und nicht der Ständestaat. Im Mittelalter war es die christliche Idee der allgemeinen Bestallung durch Gottes Willen, welche die sozialen Gegensätze immer in einer letzten Uneigentlichkeit festhielt; ob in der Neuzeit die völkisch-nationale Idee imstande ist, die Menschen, wozu sie an sich kein Interesse haben, unter Verzicht auf ihren ruhelosen sozialen Auftrieb an ihrer Stelle organisch festzuhalten, das muß noch erwiesen werden. Ein bloß rationaler Ständestaat wäre aber der ideenloseste Interessentehandel, der sich denken ließe. Er würde den Listen-Parlamentarismus noch überbieten, der schon jede politische Gestaltung unmöglich zu machen droht, indem er nur die materiellen Gruppeninteressen nach den dahinter stehenden Zahlen mechanisch ausgleicht, wozu keine Persönlichkeiten, sondern nur noch Volks-„Vertreter“ nötig sind. Angesichts überspannt demokratischer Regierungsformen wie

<sup>2)</sup> Der willensmäßige Intellektualismus des italienischen Patriotismus bei aller behaupteten Anknüpfung an die bodenständige Überlieferung zeigt sich auch in der weitgehenden Abschaffung der alten Städte-Straßennamen zugunsten blutloser Formeln, die sich überall gleich wiederfinden: Corso Vittorio Emanuele, Piazza Oberdan, Viale del Piave etc.



in Deutschland denkt man zuweilen, daß hier die verfassungsmäßige Alleinsouveränität des Politischen die Lügenhaftigkeit des Parlaments- und Parteilebens bedinge, indem sich die legitimen wirtschaftlich-ständischen Gruppierungen hinter politischen Weltanschauungs-Plattformen verbergen müssen — und daß diese Gruppierungen, sich selbst zurückgegeben, das Politische frei werden lassen müßten, wie es in gewissen Ausmaßen in Italien stattfand. Allein das spricht nur gegen die Einzigkeit des politischen Souveräns, des Reichstages, und für eine Teilung der Souveränität zwischen ihm und einem ständisch-wirtschaftlichen Parlament. Das wirtschaftliche Interesse als einzig bestimmender Faktor des inneren Staatslebens würde mit jedem Beisatz innerpolitischen Ideentums jeden Idealismus verlieren.

Es gibt in den Demokratien heute genug an den Verfassungen zu reformieren, um die größten Schäden der Demokratie zu mildern, aber ein vollständiger Umsturz der Demokratie auf dem Organisationsweg ist sinnlos. Denn es würde sich herausstellen, daß einfach in der Mehrzahl der Staaten nichts Großes und Ganzes zu organisieren da ist. Solange dieser positive Kern fehlt, ist es besser, die Dinge grundsätzlich zu lassen, wo sie sind; denn die liberale Demokratie hat mindestens das Gute, daß sie in den Wahlen und in der Meinungsfreiheit starke Ventile für angesammelte Unzufriedenheit besitzt. (Freiheit ist außer einem weisenhaften Zugeständnis an die Menschenwürde, welche die einzige dem Willen allein zugängliche Form ist, auch ein weises Zugeständnis an die menschliche Dummheit, als Schimpffreiheit, welche Taten verhindert.) Verstopfte man dieses Ventil zugunsten einer nicht hinlänglich legitimierten Minderheit, die nichts vorzuweisen hätte als negativ vielleicht ganz berechtigte Kritik an der Demokratie, so könnte das nur zu einem sinn- und fruchtlosen Willkür-Gewaltregiment führen. Gewalt hat nur Sinn als übermächtige Betätigung eines großen Sinnes, als siegende Gestalt, als aufgezwungene Form, Bindung, Haltung, Spannung, nach welcher die Sehnsucht in der allgemeinen materialistischen Erschlaffung natürlich ist. Aber wie wollen die Form mitteilen, die selbst keine organisch besitzen? Es hieße das Pferd am Schwanz aufzäumen, wollte man zunächst ein Spalier von Schutzleuten für den Einzug einer großen Idee aufstellen, die nicht kommt.

Kommt sie eines Tages doch, so kommt sie durch einen großen Führer. Bis dahin sind theoretische Verhandlungen über das Führerproblem ziemlich gegenstandslos. Man kann wohl durch Beseitigung von Ausartungen der Demokratie die Führerauslese erleichtern, aber an sich ist das Führerproblem kein Organisationsproblem. Es hat zweifellos Zeiten gegeben, welche mehr Erfolgsqualifikation für große Führerposten verlangten, als wir es tun, und dadurch eher als wir das zum voraus verlangten, was erst in der umworbenen Stellung geleistet werden konnte. Man sehe sich Laufbahnen wie die Stresemanns, Briands, Poincarés an; ihre wirklichen Erfolge sind dürftig; trotzdem ist die Autorität dieser Männer unbestritten. Die parlamentarisch-demokratische Maschine, welche sonst jeden einmal drankommen läßt und darum die Protagonisten in



gemessenen Abständen zurückpfeift, macht einen Bogen um sie. So könnte es leicht sein, daß bei einer Zeit, die so nach Größe, nach Persönlichkeit und nach zwingenden Ideen hungrig ist wie die unsrige, der Führer, wenn er wirklich käme, ein so bereites Gefolge fände, daß er jeden Umsturzes der demokratischen Mechanik enthoben wäre; käme heute wieder ein Bismarck, so fände sich nicht so leicht ein Wilhelm II., der ihn zu stürzen vermöchte.

Wir leben in einer Zeit des Übergangs; da heißt es, sich in vielen Hinsichten einfach gedulden und nichts Unreifes herbeizwingen wollen. Mehr als je ist nötig, daß jeder, ohne darum weniger die grundsätzlichen Fragen von Staat und Volk in seinem Herzen zu bewegen und zuzusehen, wo sich fruchtbar reformieren ließe, besonders an seiner Stelle seine Pflicht tue. Und eine wichtigste negative Vorbedingung für den Zukunftserfolg jeder politischen Idee ist die säuberlichste Uninteressiertheit; sich aufs strengste zu enthalten, mit ihren Girlanden den heiligen Geldschrank oder den Futtertrog zu verhüllen. Und der Riß zwischen Materialisten und Menschen der Idee, bei welchem es entscheidend ist, auf der richtigen Seite zu stehen, geht durch alle Parteien hindurch.

## Die Krisis der gegenwärtigen Kultur.

Von Hermann Bächtold, Basel.

(Schluß.)

### II. Weltanschauung.

Das Leben in Wirtschaft (und Staat) zeigte eine hemmungslose, hypertrophische Steigerung der auf praktische Beherrschung der diesseitigen Wirklichkeit eingestellten Kräfte. Eine ähnlich starke Steigerung vollzog sich auf dem Gebiet der theoretischen Bewältigung der diesseitigen, empirischen Wirklichkeit in der Wissenschaft. Philosophie, vor allem Metaphysik, und Religion aber wurden seit der Jahrhundertmitte weithin abgelehnt und etwa als überwundene Stadien der Menschheitsentwicklung erledigt, ihre Gegenstände als Verstiegenheiten, Einbildungen und phantastische Spekulationen erklärt. Es wurde nicht nur das Objekt der empirischen Wissenschaft zum Zwecke der Erforschung sozusagen eingeklammert, sondern es wurde die Klammer, vor der doch ein Anderes, ein Jenseits, steht, vergessen. Es wird geleugnet, daß die eingeklammerte Diesseitigswelt auch als unter dem außerhalb der Klammer befindlichen Jenseits stehend gedeutet werden muß. Der Positivismus nimmt die sinnlich erfahrbare Welt als nur in sich ruhende und in sich geschlossene Welt. Die Erkenntnistheorie sieht von einem Apriori ab. Daß die empirischen Wissenschaften, namentlich die Geisteswissenschaften, die schließlich doch alle ihre